

# Deutscher Krieg und deutsche Sprache.

Rede zur Grimmfeier der Universität Gießen  
gehalten am 11. März 1940

von Alfred Göze

Eine Grimmfeier zu begehen hat unsere hessische Universität und Fakultät vollen Anlaß. In Hessen sind die Brüder Grimm geboren, vom Boden der Heimat geht ihre Forschung aus, hier haben sie Märchen, Sagen und Weistümer gesammelt. Dem geliebten Heimatland gehört lebenslänglich ihr wärmster Anteil. Im Zeichen ihrer Forschung steht unsere junge Wissenschaft bis heute. Über jedem Gegenstand, dem sie sich zuwendet, steht leuchtend der Name Grimm.

Wir alle, die wir im gegenwärtigen Krieg mit aufgeschlossenem Sinn das Werden eines neuen Deutschlands erleben, nehmen teil an tiefgehenden Umbildungen deutscher Art und unsrer ganzen Umwelt. Es ist ein übermächtiges Geschehen, das unser ganzes Volk ergriffen hat und in Spannung hält, bei dem der einzelne zufrieden sein muß, als Rad im großen Uhrwerk mit bewegt zu werden, den Sinn der gewaltigen Vorgänge nach bester Kraft zu verstehen oder ihn sich deuten zu lassen. Es gehört mit zum Wertvollsten in dieser Zeit, zu sehen, wie unser Volk mit regem und reinem Sinn dem Werk der Deutung, dem Begreifen solcher Größe willig hingegeben ist. Auf einem Gebiet aber bleibt kein Deutscher ohne eigne Teilnahme, arbeitet jeder mit, er mag es wissen und wollen oder nicht: auf dem Felde der deutschen Sprache.

Deutscher Krieg und deutsche Sprache — die beiden haben mehr miteinander zu tun, als sich das alltägliche Bewußtsein auch des Gebildeten zuzugeben pflegt. Nicht nur Deutsche kämpfen gegen Engländer und Franzosen, auch Deutsch kämpft gegen Englisch und Französisch. Von dem Ausgang des Kriegs hängt es ab, welche Rolle die deutsche Sprache künftig auf der Erde spielen wird. So ist es heute gerechtfertigt, ja geboten, die sprachliche Frage zur Tagesordnung aufzurufen.

Unsre Sprache ist innerlich zu verstehen nur, wenn man im Sinn behält, daß sie ihre Ausbildung in einer Zeit kriegerischer Kultur der Deutschen erfahren hat. Als ein Volk von Kriegern treten die Germanen in die Geschichte ein, Krieg und Jagd sind in der Schilderung ihres ersten großen Beobachters, des Römers Tacitus, die einzigen Arbeiten des deutschen Mannes, die er seiner für würdig hält. Seitdem sind, wo immer in Europa die Schwerter aufeinander schlugen, die Deutschen meist dabei gewesen. Nur durch ihre überlegene Kriegstüchtigkeit konnten die germanischen Stämme ihren großen, grundlegenden Erfolg erringen, mit dem sie Europa in neue Bahnen zwangen: sie zerstörten das römische Weltreich und errichteten von Sizilien bis Island, von Spanien bis über die Weichsel hinaus ein Bollwerk waffentüchtiger Germanenstaaten. Dieser Tat des Zeitalters der Völkerwanderung folgte eine Zeit friedlichen Verkehrs mit den in Nordeuropa übrig gebliebenen Kelten und Romanen. Sprachlich ist sie dadurch gekennzeichnet, daß massenhaft germanische Lehnwörter zu unsern Nachbarn in Europa gelangt sind. Versuchen wir, aus diesem Wandergut den geistigen Inhalt des Austausch zu erschließen, so springt in die Augen, daß die überwiegende Masse der Lehnwörter der Heeresprache entstammt. Germanisch ist sogleich der Name des Krieges selbst: bei den Romanen des Westens wirkt nicht lat. bellum fort, sondern sowohl frz. guerre als auch ital., span., port. guerra sind entlehnt aus germ. werra, das mit unserm Itw. wirren nächstverwandt ist. La garde „die Wache“, ital., span. guardia, ist abh. warta „spähendes Ausschauen“, la trêve „der Waffenstillstand“ spiegelt unser Wort Treue wieder. Zum deutschen Worte Band ist frz. bannière zu stellen, ein abh. gundfano „Kampftuch“ hat frz. gonfanon, ital. gonfalone ergeben; die Gonfalonieri, die Bannerherren der ital. Stadtstaaten, sind ihrem Namen nach germanisch. Der Sporn, zu einer Wurzel sper- „mit dem Fuß stoßen“, die auch in spüren vorliegt, hat ital. sprone, frz. éperon ergeben. Aus Helm ist frz. heaume, aus Hellebarde frz. hallebarde geworden.

So ließe sich noch lange fortfahren, aber schon, was angeführt ist, zeigt zur Genüge, wie die sprachgeschichtlichen Richtlinien laufen: von den Germanen gelangt ein Wortschatz kriegerischer Kultur zu den westeuropäischen Nachbarn. Und da die Wörter nie getrennt von den Sachen leben, so ist auch sachliche Förderung, Kulturgewinn und Anregung von unsern Vätern zu den Romanen gedrungen. Wir haben uns auf dem Gebiet des Heerwesens schon vor vielen Jahrhunderten den westeuropäischen Staaten überlegen gezeigt. Kriegerisch waren im

frühen Mittelalter die Wirkungen, die von der deutschen Sprache ausgingen.

Der Eindruck festigt sich, wenn wir nun den Blick auf das innere Leben der deutschen Sprache lenken. Es folgen die Jahrhunderte, in denen das deutsche Geistesleben erstarkt und sich anschickt, dem geistigen Leben der ganzen Welt neue Werte zuzuführen, die nur auf deutschem Boden wachsen konnten. Das ist die Ruhmesthat vor allem der deutschen Reformation. Die religiöse Anspannung unfres 16. Jahrhunderts stellte neue, bis dahin unerhörte Ansprüche auch an die deutsche Sprache. Das reiche Innenleben einer neuen Zeit drängte zum Ausdruck und verlangte sprachlich bewältigt, in würdiger Form dargestellt zu werden. Die deutsche Sprache ist allen diesen Forderungen wundervoll gerecht geworden; die sprachlichen Ausdrucksmittel hat sie dabei fast ausnahmslos der Welt des Kampfs und Kriegs entnommen. Unter dem Bild eines Verteidigungskampfs stellt Martin Luther das religiöse Leben des Christen dar. Sein berühmtestes Lied:

Ein feste Burg ist unser Gott,  
Ein gute Wehr und Waffen,

spricht von der grausamen Rüstung des Feinds und vertraut darauf, daß Christus das Feld behalten müsse, der unser Vorkämpfer und bei uns wohl auf dem Plan sei. Wie in Luthers Kirchenlied, so herrschen auch in seiner Bibelübersetzung, in seinen Lehr- und Fehdeschriften, die Bilder und Vergleiche aus körperlichem Kampf und Krieg. Genau wie bei ihm steht es auch bei Zwingli und bei den nächsten Nachfolgern der beiden Großen. Das deutsche Volk hatte inzwischen andre Lebensgebiete entwickelt, die die Bilder und Ausdrücke für geistiges Leben ebenso gut hätten liefern können, wie Kampf und Krieg: Handel und Reisen, die ganze Welt der Schule, die Anfänge wissenschaftlicher Naturbetrachtung waren vorhanden und boten sich dar. Trotz allem nahm nun auch das weltliche Geistesleben, das in der Neuzeit aus der geistlichen Grundlage des 16. Jahrhunderts erblühte, seinen Bedarf an neuem Sprachgut aus jener altvertrauten Welt. Wir sprechen von Waffen des Geistes und brauchen sie zu Angriff und Abwehr in geistigen Kämpfen, wir verfechten einen Standpunkt auch auf dem Schlachtfeld des Geistes, wählen Stellung, suchen Deckung und Stützpunkte, weichen nicht vom Fleck und halten die Fahne unsrer Überzeugung hoch. Wir bieten auch dem literarischen Gegner die Spitze (nämlich des Degens), suchen ihn im eignen Lager auf, fechten die fremde Meinung an und

zwingen sie zu Boden. Ein Gedanke erobert die Herzen im Sturm, eine gelehrte Fehde kann den Sieger auf den Schild heben, den Überwundenen zerschmettern, wir rüsten uns auch im Kampf der Geister auf Angriffe, suchen Bundesgenossen und freuen uns eines ehrlichen Friedens. Bei einer Menge von Zeitwörtern, die unsere Alltagsprache keinen Tag entbehren kann, sind wir uns kaum noch bewußt, daß sie aus dem Bereich des körperlichen Kampfes stammen: entwaffnen, erliegen, niederschmettern, niederzwingen, schlagen, geschlagen sein, sticheln, die Stirn bieten, einen Streich führen, einem einen Streich versetzen, ihn verletzen, vernichten, verwunden; vorgehen, sich zur Wehr setzen, sich wieder vorwagen, sich zurückziehen. Dabei ist manchen dieser Wörter noch deutlich anzusehen, aus welcher Art von Kampf sie in die geistige Welt gehoben sind. Die mittelalterliche Art der Bewaffnung setzen voraus: Rüstung und Rüstzeug, gerüstet sein, einen an seiner verwundbaren Stelle treffen. Vom Turnier nehmen ihren Ursprung: einen in Harnisch bringen, eine Lanze für jemand einlegen, einem die Stange halten. Aus dem Fehdewesen der alten Zeit stammen: Fehde ansagen, den Fehdehandschuh aufnehmen, hinterhältig, Parteigänger. Fechtkunst und Zweikampf spiegeln sich in: wider seinen Gegner angehen, ausfällig werden, dem Besiegten den Fuß in den Nacken setzen, einen aufs Haupt schlagen, mit jemand die Klinge kreuzen, vom Leder ziehen, scharf geschliffne Worte, schlagfertig, ein Wort sitzt (wie ein Hieb), zu einem Streich ausholen, eine Ansicht verfechten, sich verhauen, einen Vorstoß machen oder wagen. Der Ringkampf liefert die Ausdrücke: einen Gegner auf die Kniee zwingen, ihn niederringen. Einfache taktische Künste verwerten zu geistigem Kampf die Wendungen: in die Enge treiben, eine Stellung befestigen, erschüttern, untergraben. Die Schießkunst wird vorausgesetzt von Wendungen wie: schweres Geschütz aufführen und spielen lassen, aufs Korn nehmen, losschießen, Schnellfeuer der Beredsamkeit, vorbeischießen, übers Ziel hinauschießen. Sogar Logik und Psychologie brauchen ständig Kunstwörter, die auf dem Schießplatz daheim sind: Absicht ist zunächst das zielende Hinblicken des Schützen aufs Ziel, Zweck das Schwarze, der Kopf des Nagels im Mittelpunkt der Schießscheibe, Ziel trägt den Stempel gleichen Ursprungs heute noch jedem Sprachgenossen erkennbar aufgeprägt. So wird die Sprache auch jedes geistigen Arbeiters unter uns noch heute durch die Welt des Krieges mitbestimmt und bereichert. Die Großen unter den Sprachgenossen gehen darin heute wie immer voran: sie liefern auch in dieser Hinsicht das Vorbild, an dem sich die Masse der Deutschen weiterbildet.

Ein Held des Geistes, der zugleich ein Meister der Sprache war, hat unser 19. Jahrhundert vor allem bereichert und eine neue Welt auch in diesem Sinn gestaltet: Bismarck. Er war nach Neigung und Beruf Staatsmann, nicht Soldat. Er ist 49 Jahre alt geworden, ehe er 1864 seinen ersten Krieg erlebte, war also sprachlich vollkommen fertig, als ihn die Erschütterung traf, die wir seit dem Juli 1914 und nun wieder seit dem August 1939 an uns erleben. Die ganze Welt der Bildung, das Landleben mit all seiner reichen Anschauung, Schul- und Studentensprache, Rechtswissenschaft und gesellschaftliches Leben, Landtag und Reisen lagen griffbereit vor seiner Hand. Dennoch nimmt er, der mit Wahrheit sagen konnte: „Ich habe nie einen Handschuh liegen lassen — den mir jemand hingeworfen hat“, seine Bilder nirgendher so gern, wie von Kampf und Krieg, aus der Sprache des Heers und der Schlachten. Das erste geflügelte Wort, das ihn 1862 auch als Sprachbildner berühmt gemacht hat, ist ein kriegerisches: „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden . . . sondern durch Eisen und Blut.“ In Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ begegnen Bilder aus dem Kriegsleben, längst ehe seine Schilderung das erste Kriegsjahr erreicht: „Es ist leicht für einen Staatsmann, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminsfeuer zu wärmen . . . und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht.“ Er weigert sich, am Sturz des Ministers Manteuffel mitzuwirken, ohne „ihm die Fehde und den Grund derselben vorher offen anzusagen“. Er nennt einen ärgerlichen Befehl, der zurückweicht statt standzuhalten, eine „Chamade schlagende Instruktion“, längst ehe er die Emser Depesche des Königs Wilhelm am 13. Juli 1870 aus einer Chamade in eine Fanfare umgewandelt hat. Er duldet nicht, daß Preußen „nur noch als Pfeil in Österreichs Köcher in Rechnung kommen“ soll, und will nicht Preußen „zu Kriegsdiensten im westmächtlichen Lager nötigen“ lassen. Er nennt sich selbst bei seinem Eintritt ins Ministerium ein „neues Bataillon in der ministeriellen Schlachtordnung“ und spricht von den Absichten seiner Regierung gegen den Landtag als „Feldzugsplan“. „Wohlgerüstet und Gewehr bei Fuß“ rät er dem Reich, die französischen Anfälle abzuwarten. Einen Freundschaftsbrief Roons kennzeichnet er gut schützengrabenmäßig: „Ihr Brief atmet ehrlichen Kriegerzorn, geschärft von des Kampfes Staub und Hitze.“ Von Friedrich Wilhelm IV. sagt Bismarck, der König habe erwartet, daß „die konservative Fraktion wie auf militärisches Kom-

mando Kehrt machen und in des Königs Richtung einschwenken“ werde. Wie hier die Anschauung von Felddienstübung, Kasernenhof und Soldatenleben sprachlich fortwirkt, so lebt ihm auch die Kriegsgeschichte seines Vaterlands und wird zur Rüstkammer seiner vaterländischen Beredsamkeit. Wie ihm 1851 der französische Botschafter Moustier unverschämt genug vorhielt, seine preussische Politik werde ihn nach Jena führen, antwortete Bismarck kühl und groß: „Warum nicht nach Leipzig oder Rossbach?“ worauf der Franzose, der eine so unabhängige Sprache in Berlin nicht gewohnt war, stumm und bleich wurde vor Zorn.

Schlacht und Kampf, Waffen und Krieg sind es, die Bismarcks Sprache den ehernen Schritt, die dröhnende Wucht gegeben haben. Sein gewaltiges Leben reicht ihm Bild um Bild: das Schönhäuser Gut und die Wälder von Kniephof, die höfische Geselligkeit mit Spiel und Tanz und Jagd, die Göttinger Zeit und die Heimat seines Geistes, die weltumspannende Kunst des Staatsmanns — am hellsten klingt und schimmert sein Wort doch dann, wenn Schlachtenlärm und Schwerterklirren darin vernehmlich werden. Dann vermeinen wir den ehernen Kanzler in Kürassieruniform daherkommen zu sehen, hier gipfelt seine Sprache in ihrem kraftvollsten geflügelten Wort, dem von den gefunden Knochen des pommerschen Grenadiers, und dem erhabensten von allen: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“

So ist unsere Sprache auf stolze Gipfelhöhen gelangt, indem sie sich von der Welt und Denkweise des Kriegs geleiten ließ, und was wir bisher von der Berührung zwischen deutschem Krieg und deutscher Sprache gehört haben, konnte unserm Deutsch nur zum Segen gereichen. Der Eindruck ist vollkommen richtig, so lange man den Krieg als geistige Macht im Sinn hat. Er lenkt die Phantasie, auch die sprachliche, in gesunde Bahn, leiht ihr leuchtkräftige Bilder, befreit sie von des Gedankens Blässe und zwingt sie, sinnlich klar bei einfachen, überzeugenden Anschauungen zu bleiben. Insofern gilt auch von unserm sprachlichen Leben Bismarcks gutes Wort: „Der Krieg ist der natürliche Zustand des Menschen: wen er nicht umbringt, den macht er gesünder.“ Kampf und Krieg als geistige Macht haben auch die deutsche Sprache gesegnet und bereichert.

Nicht so Krieg und Kriegszustand als geschichtliches Einzelerlebnis. Die Kriege, die die Deutschen, zumal in den letzten dreihundert Jahren, haben führen müssen, konnten unsre Sprache nicht heilen und aufrichten — sie haben sie verwüftet und beraubt. Ja, noch das Heerwesen der

43jährigen Friedenszeit, die 1914 ein jähes Ende nahm, kann der Freund der deutschen Sprache nicht unbedingt als freundliche Kraft in unserm Sprachleben gelten lassen. Wir sehen mit Stolz die Ausbildung des jungen Deutschen in der Wehrmacht als Abschluß seiner Erziehung an und sind froh um diese Krönung des Werks. Wir müssen zugleich aber zugeben, daß sprachlich das alte Heer als Erzieherin eine bedenkliche Ähnlichkeit mit einer französischen Gouvernante hatte. Der Jüngling trat ein bei Infanterie, Kavallerie oder Artillerie, bei den Pionieren oder beim Train. Er wurde erst Rekrut und dann Soldat: Grenadier oder Musketier, Chevauleger oder Gardeducorps, Kanonier oder Hoboist. Er wohnte in der Kaserne, avancierte zum Sergeanten und Vizefeldwebel, trug Tornister, Kartuschen und Bajonett, wurde in eine Korporalschaft eingereiht, ging auf Patrouille und fouragierte, mußte die Chargen grüßen, Front machen oder das Gewehr präsentieren vor Leutnant, Major und General, Parademarsch exerzieren vor Kommandeur, Brigadier und Inspecteur, in Garnison und Manöver, in Marschkolonne, Bataillon und Regiment, Brigade, Division und Armeekorps. Es gibt nur noch ein Gebiet deutschen Wesens, das so durchsetzt ist mit Scharen schwer zu verdrängender Fremdwörter, das der Hochschule. Hier liegt die lateinische Schulsprache des Mittelalters voraus und schimmert wie ein leuchtender Kern überall erkennbar hindurch. Wie kommt aber unser Heerwesen zu diesem fremden Segen?

Die deutsche Heeresprache war wirklich deutsch bis an die Zeit der Landsknechte heran. Aus der alten Zeit stammt, was gut und rein in ihr ist: Fahne und Fähnrich, Gemeiner, Befreiter (der vom Schildwachstehen befreit ist), Feldwebel und Wachtmeister, Hauptmann, Rittmeister und Oberst, Feldzeugmeister und Feldmarschall, Waffe, Gewehr und Geschütz, Losung und Feldgeschrei, Schild- und Feldwache, Rotte, Zeughaus, Feldzug, Heer und Stab. Von der Ausrüstung des Mannes hat (von dem in seiner heutigen Bedeutung jungen Gewehr abgesehen) seitdem nur ein einziges Stück seinen alten deutschen Namen behalten, das ist der Helm, sonst ist alles neu und fremd geworden. Schon das 16. Jahrhundert hat auf den heimischen Stamm fremde Reiser gepfropft. Maximilian und Frundsberg, Moriz von Sachsen und Schertlin von Burtenbach führten die Landsknechte immer wieder nach Italien und Frankreich, vereinigten sie dort mit fremden Truppen, ergänzten im Ausland ihre Heere und lagerten sie bei der fremden Bevölkerung ein. So ist schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine erste Schicht italienischer und französischer Fremdwörter in der

deutschen Seeresprache vorhanden: Alarm, Garnison, Kanone, Kartaune, Leutnant, Munition, Regiment und Soldat sind von diesen frühen Entlehnungen die wichtigsten, die sich erhalten haben. Zu den italienisch-französischen gesellt sich eine dünnere Schicht lateinischer Lehnwörter, eine Erinnerung daran, daß sich die Heerführer des 16. Jahrhunderts an den militärischen Schriftstellern des Altertums zu bilden pflegten. Geblieben sind davon Disziplin, exerzieren, Miliz und (wenn auch nicht bis auf unsre Tage) Profoss. Östliche Sprachen haben in den Kriegen der Habsburger mindestens fünf Wörter geliefert: Trabant stammt von tschech. drab „Fußsoldat“, Husar von magy. huszár „kroatischer Reiter“, in den Türkenkriegen entlehnt, Ulan aus dem Polnischen, Säbel, das ursprünglich den krummen Türkensäbel meint und über magy.szablya zu uns gelangt ist, endlich Pallasch „Reitersäbel“, das zu Beginn des 17. Jahrhunderts aus russ. palás entlehnt wurde. Dazu ist seit Ende des 19. Jahrhunderts Litewka getreten, aus dem gleichlautenden polnischen Wort, das eigentlich „die Litauerin“ bedeutet.

Was weiter noch vor dem Dreißigjährigen Krieg an militärischen Fremdlingen in unsre Sprache gedrungen ist, stammt dann doch wieder aus den romanischen Sprachen: General, Granate, Karabiner, Kavallerie, Kommiss, Kontribution, Lazarett, Major, Muskete, Musketier, Quartier gelangen noch vor dem Ende des 16. Jahrhunderts zu uns, und dann, dicht vor 1618, als wollte sich die Sprache in ihrer Weise für den langen Krieg rüsten, eine ganze Wolke auf einmal: Armee, Artillerie, avancieren, Bastion, Bataillon, Batterie, Dragoner, Fortifikation, Fourage, Front, Infanterie, kampieren, Kommandeur, Compagnie, Korporal, Parade, Pistole, rekognoszieren, Rekrut, Sergeant, Truppe. Der Dreißigjährige Krieg selbst hat dann an der Befestigung des unmittelbar vorher entlehnten Wortguts gearbeitet und vielfältig neue Fremdlinge hinzugebracht, wiederum aus den romanischen Sprachen: Attacke, Brigade, Kürassier, Order, Patrone, Tambour, Train sind in den Kriegsjahren selbst neu gebucht, so ungünstig diese drei Jahrzehnte der Beobachtung und Aufzeichnung sein mußten. Schon darum ist sicherlich ein großer Teil der bald nach 1648 neu auftretenden Fremdwörter noch als Lehngut der vorangegangenen Kriegszeit zu betrachten, die wichtigsten: Kapitän, Lafette, Tornister, daneben jedoch ganze Scharen vor allem französischer Wörter, die längst wieder aus unsrer Sprache geschwunden sind.

Alles in allem hat der Dreißigjährige Krieg, wie unsrer Sprache überhaupt, so auch unsrer Seeresprache die schlimmste Verwelschung



gebracht. Söldner aus aller Herren Ländern auf deutschem Boden, unter Führern, die nach Heimat und Volkstum womöglich noch bunter gewürfelt waren, das Reich ohnmächtig, die Kaiser deutschem Wesen fremd und dem besten Streben deutschen Geistes feind, die Reichsfürsten und Reichsstände abhängig von übermütigen Nachbarn — das sind die Voraussetzungen für den entsetzlichen Niedergang, den mit deutschem Land und Wesen auch die deutsche Sprache im 17. Jahrhundert erleiden mußte. Wie schmerzlich der Dreißigjährige Krieg unsre Sprache verwüstet hat, davon kann man sich nicht leicht übertriebne Vorstellungen machen. Das herrliche, in kräftigen Farben leuchtende Sprachkleid der deutschen Reformation ist ein mißfarbener Bettlermantel geworden, von fremden Flecken tausendfach entstellt. In Schillers Wallenstein redet ja wohl der große Heerführer mit seinen Generälen ein durchgebildet kraftvolles Deutsch; es lebt in klingenden Formeln und geschlossener Bildkraft bei den Deutschen fort. Von der Sprache des geschichtlichen Wallenstein entfernt sich aber das Schillersche Abbild mit alledem weltenweit. Von unsern großen Heerführern hat keiner ein so schlimmes Deutsch geschrieben, wie gerade Wallenstein. Am 24. Juni 1625 schickt er dem gleichfalls aus Schiller wohlbekannten Questenberg einen Brief, der sein echtes Bild zeigt und zugleich ein bezeichnender Ausschnitt aus der Heeressprache des Dreißigjährigen Kriegs ist: „Des Herrn Schreiben hab ich empfangen, bedank mich der gutten correspondenz. Was das pulver anlangt, stehe ich sehr an, ein spesa zu than, dieweil ich nicht weis, wessen sich Ihr Matt. resolviren werden. Das Dennemarck vndt die anderen izt bessere wort geben — sie haben recht, das sies than; ob wir aber recht haben vndt ihnen trauen, daran zweifel ich. Die meiste cavaleri ist auf den fus vndt rucken alle in diese lender. Hatt man mittel sie zu contentiren vndt von einander zu bringen, so feyre man nicht, sondern thue alsbalden darzu; wo nicht, so lasse man die, so auf dem fus sein, ihre cornet inarboriren vndt mit mir fort ziehen. Dorten, wirdt mans nicht von nöten haben, so werden bessere mittel können von den Reichsstetten zuwege gebracht werden, sie zu licenciren, vndt also werden unsere lender vor gänzlicher ruin verhütet werden.“

Das war „der feine Griff und der rechte Ton“, wie man ihn in Wallensteins geschichtlichem Lager lernen konnte, und damit gibt uns Schiller auch sprachlich die volle Wahrheit, daß er vom Feldherrn sagt:

Wie er räuspert und wie er spuckt,  
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt.

gebracht. Söldner aus aller Herren Ländern auf deutschem Boden, unter Führern, die nach Heimat und Volkstum womöglich noch bunter gewürfelt waren, das Reich ohnmächtig, die Kaiser deutschem Wesen fremd und dem besten Streben deutschen Geistes feind, die Reichsfürsten und Reichsstände abhängig von übermütigen Nachbarn — das sind die Voraussetzungen für den entsetzlichen Niedergang, den mit deutschem Land und Wesen auch die deutsche Sprache im 17. Jahrhundert erleiden mußte. Wie schmerzlich der Dreißigjährige Krieg unsre Sprache verwüstet hat, davon kann man sich nicht leicht übertriebne Vorstellungen machen. Das herrliche, in kräftigen Farben leuchtende Sprachkleid der deutschen Reformation ist ein mißfarbener Bettlermantel geworden, von fremden Flecken tausendfach entstellt. In Schillers Wallenstein redet ja wohl der große Heerführer mit seinen Generälen ein durchgebildet kraftvolles Deutsch; es lebt in klingenden Formeln und geschlossener Bildkraft bei den Deutschen fort. Von der Sprache des geschichtlichen Wallenstein entfernt sich aber das Schillersche Abbild mit alledem weltenweit. Von unsern großen Heerführern hat keiner ein so schlimmes Deutsch geschrieben, wie gerade Wallenstein. Am 24. Juni 1625 schickt er dem gleichfalls aus Schiller wohlbekannten Questenberg einen Brief, der sein echtes Bild zeigt und zugleich ein bezeichnender Ausschnitt aus der Heeressprache des Dreißigjährigen Kriegs ist: „Des Herrn Schreiben hab ich empfangen, bedank mich der gutten correspondenz. Was das pulver anlangt, stehe ich sehr an, ein spesa zu than, dieweil ich nicht weiß, wessen sich Ihr Matt. resolviren werden. Das Dennemarck vndt die anderen igt bessere wort geben — sie haben recht, das sies than; ob wir aber recht haben vndt ihnen trauen, daran zweifel ich. Die meiste cavaleri ist auf den fus vndt rucken alle in diese lender. Hatt man mitel sie zu contentiren vndt von einander zu bringen, so feyre man nicht, sondern thue alsbalden darzu; wo nicht, so lasse man die, so auf dem fus sein, ihre cornet inarboriren vndt mit mir fort ziehen. Dorten, wirdt mans nicht von nöten haben, so werden bessere mittel können von den Reichsstetten zuwege gebracht werden, sie zu licenciren, vndt also werden vnser lender vor gänzlicher ruin verhütet werden.“

Das war „der feine Griff und der rechte Ton“, wie man ihn in Wallensteins geschichtlichem Lager lernen konnte, und damit gibt uns Schiller auch sprachlich die volle Wahrheit, daß er vom Feldherrn sagt:

Wie er räuspert und wie er spuckt,  
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt.

Daß auch die weiteren Kriege des 17. und vom Anfang des 18. Jahrhunderts der deutschen Heeresprache keinen reinen Gewinn bringen konnten, leuchtet schon darum ein, weil sie im Zeichen Ludwigs XIV. stehen. Das von Louvois umgestaltete französische Heer wird Vorbild für alle Heere Europas und zwingt die Gegner Frankreichs zu Maßregeln, die den seinen auch im Namen entsprechen. Die führenden Feldherren sind Franzosen; sie machen Schule ringsum. Vauban führt eine neue Kunst des Festungsbaus zum Sieg, und wir schleppen seine Kunstsprache mit Ravelin, Traverse und bastionierter Front noch lange fort. Andenken an das Zeitalter Ludwigs XIV. sind Bajonett, Division, Garde, Grenadier, Hoboist, Kartätsche, Kartusche, Kaserne, Kolonne, Militär, Montierung, Patrouille, Pionier, Schwadron. Damals mehrten sich die ärgerlich unnützen Fremdwörter in unsrer Heeresprache, die bei geringem Nachdenken deutsch gegeben werden können: Portépée für Degenquaste, Epauletten für Achselstücke, Subordination für Gehorsam, Uniform für Waffenrock. So war die deutsche Heeresprache mit außerordentlich viel fremder Last überbürdet, als Friedrich der Große begann, seine Kriege zu führen: wesentlich mit deutschen Feldherren, stets auf deutschem Boden, fast nur mit preussischen Soldaten. Mit solchen Voraussetzungen hätte eine wahrhaft vaterländische Zeit auch für die deutsche Heeresprache anbrechen können, und mindestens einen Anlauf dazu hat damals ein deutscher Dichter genommen: Gleims „Preussische Kriegslieder von einem Grenadier“ sind gemein glücklich und kerndeutsch in der Schilderung von Kampf und Sieg. Von dem entscheidenden Reiterangriff in der Schlacht bei Lobositz singt Gleim:

Wie Gottes Donnerwetter brach  
Hervor die Reuterey!  
Huy! sagte Roß und Mann zugleich,  
Flog mit Geprassel, ließ  
Land hinter sich, bis Streich auf Streich,  
Auf Panzer Panzer stieß.

Die Schlacht bei Prag wird begrüßt mit dem Schlachtgesang:

Was hilft es, Feind, daß groß Geschütz  
Steht um dich her gepflanzt?  
Was hilft es, daß mit Kunst und Wis  
Dein Lager steht umschanzt?

Im Siegeslied nach der Schlacht von Roßbach schildert Gleim die Sieger:

Vom Pulverdonner eingewiegt  
Und von der Waffen Last  
Ermüdet, schiefen wir vergnügt,  
Und hatten gute Rast.

Ohne irgendwie verschwommen zu werden, weiß hier ein deutscher Dichter auch die Einzelheiten des Kriegshandwerks mit deutschen Mitteln gut zu bewältigen. Wenn er sie an andern Stellen deutlicher hervortreten läßt:

Panduren, wie der Sand am Meer,  
Kanonen ohne Zahl . . .

Kartätschenfeuer unter sie  
Aus tückischem Hinterhalt . . .

Stürzt, sprach er, sie von ihrem Turm  
Mit Bajonett herab . . .

Da stürzte von Kartätschensaat  
Betroffen, eine Schar . . .

Die drohende Kolonne lag  
Stracks hingestreckt im Sand,

so ist das dem Gefühl der Zeitgenossen sicher nirgends störend gewesen, wie es auch für unser Empfinden durchaus im Rahmen erhabner Dichtung bleibt. Gefragt muß dagegen werden, ob das Bild, das wir damit von der Sprache des Siebenjährigen Kriegs erhalten, auch getreu der sprachlichen Wirklichkeit von 1763 entspricht. Zum Glück haben wir gerade für dieses Jahr noch einen zweiten dichterischen Zeugen, der Wirklichkeit näher als Gleim, nicht an Reim und Vers gebunden: Lessing mit seinem Lustspiel „Minna von Barnhelm“. Die Gestalt Friedrichs des Großen und das amtliche Preußen ragen unmittelbar in das Lustspiel hinein: der wohlaffektionierte König schreibt seinem lieben Major Tellheim: „Die Hofstaatskasse hat Ordre, Euch den bewußten Wechsel wieder auszuliefern . . . Auch habe ich befohlen, daß alles, was die Feldkriegskassen wider Eure Rechnungen urgiren, niedergeschlagen werde . . . Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer Bravour und Denkart entbehren.“ Da ist die Rede von Kontribution und zu ratihabirenden Schulden, von Generalkriegskasse und Kriegsdeparte-

ment. Tellheim ist Major und hat am Ende des Stücks gute Aussicht, Oberstleutnant zu werden, Riccaut ist Leutnant und befördert sich selbst zum Capitaine. Blessur und Affaire halten ihren Einzug auf die deutsche Bühne, wir hören von Mundirungsstücken und Rapporten, ja die Sprache dieser Krieger ist so kraus und schwierig geworden, daß sie für den Gebildeten schon heute vielfach der Erläuterung bedarf: man muß ihm sagen, daß bei Lessing Equipage „Ausrüstung des Offiziers“ bedeutet und Kantine „Flaschenfutter“. Daß der Dichter mit alledem die Heeresprache des damaligen Preußens treuer geschildert hat, als Gleim, bedarf keines Beweises. Ursache dieser Überfremdung ist der König selbst, der, mit all seiner geistigen Spannkraft französischem Wesen zugewandt, die Kriege, die er führte, in französischer Sprache beschrieben hat, mit scharfer Wendung gegen deutsche Sprache und deutsches Schrifttum.

Befreiend haben auf sprachlichem Gebiet auch die Freiheitskriege nicht wirken können. Der überragende Feldherr ist hier eben doch Napoleon gewesen: um ihn zu überwinden, mußte man von ihm lernen, und gerade seine überlegene Kriegskunst hat vieles früher entlehnte Sprachgut erst vollends fest werden lassen. So sind die Namen der großen Heeresverbände, Armee, Armeekorps, Division und Brigade von Napoleon geprägt und durch seine späteren Überwinder von ihm übernommen. Was Scharnhorst, Gneisenau und das amtliche Preußen dem gegenüber frei schaffen, ist sprachlich nicht erhebend: wenn auch nicht alles so schlimm klingt, wie die Militär-Reorganisierungs-Kommission und das Freiwilligen-Detachement, so bleibt doch die Aufnahme wahrhaft guter Wörter wie Landsturm und Landwehr ein seltener Lichtblick.

Seitdem ist nun unter Clausewitz, Moltke, Roon, Schlieffen, Tirpitz, Hindenburg, Ludendorff, Seeckt, Göring, Raeder und Brauchitsch vieles gut geworden. Es gibt in unserer amtlichen Heeresprache keine Lisière und kein Terrain mehr: Waldrand und Gelände haben die unerfreulichen Fremdlinge abgelöst. Armieren ist zu bestücken geworden, Avant- und Arrièregarde zu Vor- und Nachhut, etatsmäßig zu planmäßig, Gage zu Gehalt, Garnison zu Standort, Parole zu Losung, Parolebuch zu Befehlsbuch, Premierlieutenant zu Oberleutnant, Sektion zu Gruppe. Es wird nicht mehr detachiert, deployiert und menagiert. So glückliche Bildungen sind in amtlichen Gebrauch genommen, wie: Ausbläser, Blindgänger, Bunker, Dachschüsse, Drachenzähne, entminen, Erdkämpfe, Fangschnüre, Feindflug, Gleitflug, Lade-

hemmung, Nachrichtentruppe, Planfeuer, Querschläger, Schwarmposten, Staffelftab, Tagesbefehl. Das Seitengewehr hat Mundblech und Ortband; Ausrüstung und Essen werden empfangen oder gefaßt. Visier ist wohl das letzte Fremdwort im „Leitfaden fürs Gewehr“. Ausdrücke von wahrhaft dichterischer Bildkraft wie Feuerwalze, Funken, Stoß- und Spähtrupp, Trichterfeld und Trichterstellung, Trommelfeuer und Wellen eines Angriffs sind aus der Sprache der Wehrmacht zum Gemeinbesitz aller Deutschen geworden. Jahrzehntelange Aufmerksamkeit und eine glückliche Hand sind in alledem nicht zu verkennen. Namentlich alle neue Entwicklung der letzten Jahre ist von vornherein und bewußt deutsche Wege gegangen, und gerade die jüngsten Waffen, die uns immer wieder so viel Freude bereiten, Panzer, Unterseeboot und Flugzeug, sind auch sprachlich Glanzleistungen einer im Aufstieg begriffenen, rein deutschen Welt.

Die Aufnahme oder Ablehnung fremden Wesens hängt durchaus von der seelischen Verfassung des Menschen und des Volks ab. Und da heute unser Volk deutsch gestimmt ist in jedem seiner Glieder, deutsch denkt in einer Lebhaftigkeit und Bewußtheit, wie noch nie in seiner langen Geschichte, weil deutsch das Schönste ist, was man heute sein kann: darum hat die Hoffnung Grund und Kraft, daß uns der Krieg ein Befreier in jedem Sinn werden möge, auch im sprachlichen.

Ist es doch recht eigentlich der Krieg, der unser Volk groß gemacht hat. Treitschke hat geurteilt: „Das alte Sprichwort, das die Not die Mutter der Tugend nennt, ist grausam und gottlob nur halb wahr, wenn es dem einzelnen Mann gelten soll, doch es trifft in vollem Maß zu auf das Schicksal ganzer Völker.“ Es trifft zu auch für unsern deutschen Krieg und für unser sprachliches Erleben darin. Die Sprache der Gebildeten ist durch den Krieg reicher, lebendiger, deutscher geworden. Welche Rolle spielen Wörter wie feldgrau, Kriegsbericht, Schützengraben, sturmreif, Unterstand, Vorfeld, Westwall, zerbomben, mit einem Schlag bei uns allen; wie sinnkräftig sind sie in ihrem anschaulichen Gehalt! Wie glücklich hat sich mit den Soldatenwörtern Kamerad und Landser der Begriff einer stets hilfsbereiten Kamerad- und Landsmannschaft erneuert! Längst bekannte Wörter erhalten einen ganz neuen Gefühlswert. Weiter und tiefer gefaßt: in dem gewaltigen Feuer des Kriegs wird auch das sprachliche Rüstzeug wieder blank. Das Werkzeug künftiger Dichter ist damit bereitet: reicher, machtvoller, schneidender als die stumpf und matt gewordenen Sprachmittel der Friedensjahre.

Vielen fremdländischen Anflug hat der Krieg mit Urgewalt schon heute aus der deutschen Sprache hinausgeweht, und die fast sechzigjährige treue Vorarbeit des Deutschen Sprachvereins findet damit ihre verdiente Krönung. Aber es wäre eng und klein, wollte man das Verhältnis des Krieges, den wir führen, zur deutschen Sprache nur oder vorwiegend vom Gesichtspunkt der Sprachreinigung betrachten. Dazu ist er viel zu groß, zu groß auch in seiner sprachlichen Bedeutung. Das Schielen nach französischer oder gar englischer Bildung als nach etwas Überlegenem hat einem besonnenen, seiner Würde bewußten Deutschtum Platz gemacht. Wir sind ja auch darin viel stärker, als wir gewußt haben, und auch sprachlich ist es das Überraschende an diesem Krieg, daß er uns die eigne Stärke herrlich offenbart. Das deutsche Wort ist durch ihn viel kraftvoller und bewußter, wuchtiger und freier geworden. Ein Deutsch, wie es der Führer in seinen Reden, wie es unsre Heeresleitung in ihren Tagesberichten erklingen läßt, in Erz geschrieben und doch von einem Wohlklang, daß es der Dichter Wort für Wort in seine Lieder aufnehmen könnte — wer hat sie solches Deutsch gelehrt? Das ist der sprachgewaltige Krieg. Darum ist es während des Heldenkampfes unseres Volks, den wir mit bewegter Seele erleben, an der Zeit, gerade auch unserer Sprache würdigend zu gedenken, ihr gerecht zu werden an der stolzen Wende ihres Schicksals. Wir tun es mit Schillers Worten: „Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tieffste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voller Sinn ist: unsere Sprache wird die Welt beherrschen. Die Sprache ist der Spiegel einer Nation. Wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, köstliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Ihm ist das Höchste bestimmt . . . Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“